



«Ich bin ausgesprochen zufrieden mit meinem Leben», sagt Martin Meuli.

Bild Olivia Item

Der Feinfühlige

Kinderchirurg Martin Meuli ist ein Pionier auf seinem Gebiet: Er brachte die Fetalchirurgie in die Schweiz. Beim Zmorga spricht der Churer über Fehler, Tränen und die Biografie, die nächste Woche über ihn erscheint.

VON DENISE ERNI

Das Büro von Martin Meuli, Direktor der Chirurgischen Klinik des Kinderspitals Zürich, befindet sich gegenüber des Klinikgebäudes in einem alten Haus. «Herr Meuli ist noch im Operationssaal, er kommt aber gleich», sagt seine Assistentin Jennifer De Corso und bittet uns in sein Büro. Dort, auf dem rund zwölf Meter langen Sitzungstisch, steht bereits ein Teller mit verschiedenen Käsesorten und ein weiterer Teller mit einem Brötli und gekochtem Ei parat für den Chefarzt.

Eine Viertelstunde später trifft Meuli ein. Er trägt ein hellblaues Hemd, eine schwarze Hose und einen violetten Schal um den Hals - der Opernsänger drückt immer noch etwas durch. Das Handy steckt in der Brusttasche des Hemdes. Mit De Corso checkt der 62-Jährige noch kurz die Termine. «Welchen Tag haben wir heute?», fragt er sie. Diese verkürzte Woche bringt seinen Terminkalender durcheinander. Dann klingelt sein Handy, er entschuldigt sich, geht kurz raus. Einige Minuten später ist er wieder da, macht es sich auf seinem Bürostuhl bequem, der mit «Fragile» beschriftet ist.

Herr Meuli, kaum haben Sie den Operationssaal verlassen, werden Sie von allen Seiten mit Fragen konfrontiert. Wie schaffen Sie das?
Das muss man einfach können. Das gehört zu meinem Verantwortungsbereich. Ich kann es mir nicht leisten, nach einer Operation zuerst eine halbe Stunde runterzufahren, um dann mein Motörchen wieder auf Betriebstemperatur zu bringen. Meine Arbeit verlangt eine hohe Flexibilität, um sich auf neue, notfallmässige und dramatische Dinge einzulassen, die unangemeldet daher kommen. Dann muss man handeln. Wer das nicht will oder kann, ist am falschen Ort.

Wie erholen Sie sich?
Abends, wenn ich zu Hause bin. Und ich kann auch ohne Weiteres einmal hier im Büro eine Viertelstunde aus dem Fenster schauen und an nichts denken.

Meulis Blick geht nach draussen, über die Terrasse seines Büros. Die Sonne scheint,

die Vögel zwitschern. Man hört die Sirene eines Krankenwagens. Alltag für den Chirurgen. Seit 2003 ist er Professor und Direktor der Chirurgischen Klinik am Kisp. Meuli ist verheiratet, seine Frau Claudia ist ebenfalls Professorin und Chefärztin für Plastische Wiederherstellungs- und Handchirurgie am Kantonsspital Aarau.

Sprechen Sie mit Ihrer Frau über Ihre Fälle?
Es braucht hochdramatische Ereignisse, bis ich diese nach Hause nehme und sie mit meiner Frau bespreche. Das kommt etwa zwei- bis dreimal im Jahr vor. Das Meiste kann ich sehr gut hier erledigen.

Meuli streicht Butter auf sein Wasserbrötli, legt ein Stück gekochtes Ei darauf und beisst dann genüsslich hinein. Er ist ein Pionier auf seinem Gebiet. Beinahe wäre aber aus seiner medizinischen Karriere nichts ge-

«Die Tränen von Eltern berühren mich stark.»

worden. Denn lange studierte er Gesang und wollte Opernsänger werden. Erst als er Oberarzt war, entschied er sich gegen eine Sängerkarriere.

Bereuen Sie es heute, dass Sie nicht Opernsänger geworden sind?
Es gibt schon manchmal noch etwas melancholische Momente, vor allem, wenn ich in der Oper bin, aber diese sind jetzt nicht mehr so häufig. Und es wäre jetzt auch unerhört zu sagen, jetzt bin ich halt Arzt geworden, wäre aber viel lieber ein moderner Caruso. Angenommen, ich würde in Zürich, Wien und Mailand singen und die Menschen vielleicht auch zu Tränen rühren, dann wäre das etwas Wunderschönes. Aber die Tränen von Eltern, deren Kind ich gerettet habe, haben ein viel höheres Gewicht.

Wie nahe gehen Ihnen diese Tränen?
Sehr nahe. Solche emotionalen Momente berühren mich stark. Und das passiert immer wieder, was eine der tiefsten Befriedigungen meiner Arbeit ist. Aber es

ist nicht so, dass nicht auch andere Chirurgen solche Operationen machen könnten. (Denkt nach.) Die Tränen der Trauer und Verzweiflung gehen mir übrigens noch näher.

Weinen Sie auch mit?
Manchmal ja, aber nicht sehr oft.

Bereits in den Achtzigerjahren, als Meuli das Zentrum für brandverletzte Kinder am Kinderspital führte, hatte er das Ziel, patienteneigene Haut im Labor zur Behandlung von Verbrennungen und anderen Hautproblemen herzustellen. Unter seiner Federführung gelang dieser Durchbruch einem grossen Team von Forschern und Chirurgen vor Kurzem.

Wenn Sie ein schwer verletztes Kind vor sich haben, das beispielsweise von einem Elternteil absichtlich verbrüht wurde, macht Sie das nicht unheimlich wütend?
Doch, klar! Es gibt einen Zorn, wenn man sieht, was für grässliches Unrecht hier geschieht. Aber ich bin zu wenig religiös, um mit dem lieben Gott zu hadern. Es gibt leider und immer wieder katastrophale schicksalshafte Fügungen (schlägt fest mit der Hand auf den Tisch). Wir sind aber nicht hier, um zu richten und schon gar nicht, um zu rächen. Wir sind da, um zu helfen, um die Situation maximal zu verbessern und die körperliche, seelische und soziale Integrität der Kinder wiederherzustellen, so gut es eben geht. Mehr können wir nicht tun!

Der Churer in ihm ist Meuli auch nach über 40 Jahren in Zürich noch anzuhören. Seine kleinen Patienten nennt er manchmal liebevoll «Goofen». Eigene Kinder hat er nicht.

Haben Sie jemals einen Fehler gemacht, den Sie sich bis heute nicht verzeihen?
Eine grobe Fehlentscheidung oder -handlung, bei der ich jemanden quasi umgebracht habe, Gott sei Dank nicht. Aber es gab einmal einen Jungen, bei dem ich eine gewisse Mitschuld trage, dass er seinen Unterschenkel verlor. Dieser wäre möglicherweise zu retten gewesen, wenn wir die Diagnose früher gestellt und früher

operiert hätten. Es war aber nicht so, dass ich das alleine zu verantworten hatte. Ich war damals junger Oberarzt und hatte erfahrenen Kollegen mitgeteilt, dass mir das Bein nicht gefalle. Sie liessen sich nicht auf meine Bedenken ein. Meine Lektion daraus war, dass ich mich nie mehr abspesen lasse, wenn jemand sagt, das sei schon gut. Ich hätte mich damals mehr durchsetzen sollen, und so trage ich ohne

«Wir sind nicht hier, um zu richten oder zu rächen.»

Zweifel eine Mitschuld. Es gab immer wieder Patienten, die schliesslich starben oder ein Handicap davontrugen und man sich im Nachhinein fragte, was wäre gewesen, wenn wir eine andere Entscheidung gefällt hätten. Aber die Therapieoption, die wir gewählt hatten, war unseres Erachtens die beste. Wenn man sich in der Spitzenmedizin bewegt, ist man automatisch dort unterwegs, wo das Leben oft an einem seidenen Faden hängt.

Es klopft. Frau De Corso sagt, dass die Aufwachstation angerufen habe. Der Verband eines Patienten sei nicht dicht. Meuli gibt ihr den Namen eines Arztes, den die Kollegen rufen sollen. Er lässt sich nicht aus der Ruhe bringen. Beim Reden gestikuliert er oft wild mit den Händen, wie ein Dirigent.

Haben Sie Angst vor dem Tod?
Nicht wirklich. Ich gehe davon aus, dass dann alles und für immer erlischt. Ich habe mehr davor Angst, dass ich einmal in eine Situation komme, in der ich plötzlich querschnittgelähmt bin, dement oder sonst nicht mehr fähig bin, die Lage selber zu kontrollieren. Das möchte ich nicht erleben. Und natürlich auch, dass dies niemandem aus meinem engsten Umfeld passiert, allen voran meiner Frau. Wenn ich daran denke, bekomme ich Hühnerhaut.

Wäre Exit ein Thema für Sie?
Meine Frau und ich haben die romantische Wunschvorstellung, einigermassen gesund und vor allem zusammen alt zu werden. Klassisches Exit mit Formular

unterschreiben und Tabletten wohl eher nicht. Sich unter gewissen Umständen gemeinsam mit einem ganz besonders starken Wein von der Welt zu verabschieden, bevor eine unwürdige Leidenszeit ihren elenden Lauf nimmt ...

Meuli streicht Butter aufs Brot, beisst dann ein Stück davon ab. Er ist ein Geniesser, lebt im Hier und Jetzt. Sein Glaube an Gott ist nicht sehr gross. Vor sieben Jahren führte Meuli zum ersten Mal in der Schweiz eine fetale Operation bei einer Spina bifida (offener Rücken) durch. Seither hat er in Zürich 59 schwangere Frauen und ihr ungeborenes Kind operiert - weitere acht in Belgien. Die Chance, dass diese Kinder ohne Wasserkopf zur Welt kommen, später gehen können und eine gute Blasen- und Darmfunktion haben, sind durch den Eingriff im Mutterbauch deutlich grösser.

Bildlich gesprochen spielen Sie mit der Fetalchirurgie auch Gott?
Die fetale Chirurgie, die etwa in der Mitte der Schwangerschaft durchgeführt wird, ist ein Eingriff in die Schöpfungskammer, das stimmt. Dass wir dort eingreifen und etwas verbessern, was bei der Menschwerdung nicht gut geraten ist, kann man vielleicht so interpretieren. Viel lieber ist mir aber die Sicht, dass wir uns bemühen, das heute Bestmögliche zu tun, selbst wenn es eben eine vorgeburtliche Operation ist.

Sie bügeln Gottes Fehler aus?
(Lacht). Das wäre eine extrem saloppe Ausdrucksweise, die ich so niemals wagen würde.

Nächste Woche erscheint die Biografie «Operation am Ungeborenen» über Sie. Sind Sie zufrieden mit Ihrem Leben?
Ja, ausgesprochen! Ich weiss nicht, ob ich so viele Privilegien, wie ich sie tatsächlich erleben durfte und immer noch habe, wirklich verdiene. Aber da kann man auch nichts machen ausser dankbar sein (lacht). Und anderen Menschen helfen, und darum bemühe ich mich. Es wäre eine unverschämte Unhöflichkeit dem Schicksal gegenüber, wenn jemand wie ich sich auch noch beklagen würde.